



Der Autor

Marcel Kümin ist 1961 geboren und in Wollerau aufgewachsen.

Seit frühester Jugend belesen und interessiert an Musik, Reisen und lokaler und internationaler Geschichte, pflegt er mit seinem Spezialgebiet Geschichte der europäischen Monarchien ein aussergewöhnliches Hobby.

Nach Tätigkeiten im internationalen Seidenhandel, an der ETH und der Schule für Gestaltung Zürich erforschte er die Geschichte seiner Familie und schrieb die umfangreiche und faszinierende Familiensaga «Kümin Obermühle».

Sieben lange Kurzgeschichten und der raffiniert konstruierte Roman «Verena schweigt» haben eindrücklich bestätigt, dass es höchste Zeit war, dem Erzähl- und Schreibtalent freien Lauf zu lassen.

Marcel Kümin lebt seit 1983 in Zürich, aber seine Heimat ist und bleibt Wollerau. Dort siedelt er auch seine Geschichten an, gerne angereichert mit Abstechern ins europäische Ausland.



Marcel Kümin

Der Ehrenbürger



Edition Lagarto

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreies Papier gedruckt.

1. Auflage 2022

© 2022

Alle Rechte vorbehalten

Titelgestaltung: Heinz Kasper, www.printundweb.com

Satz: Heinz Kasper, www.printundweb.com

Printed in Germany

ISBN: 978-3-9525313-4-1

Herausgegeben von Marcel Kümin
in Zusammenarbeit mit Edition Lagarto
www.edition-lagarto.ch

Personen, Namen und Handlung sind frei erfunden.

Stenografie, Telex, Telefax, Kugelpf-Schreibmaschinen, Telefonhörer und Telefonkabinen hat es früher tatsächlich gegeben.

Auch James Last.

Jugendliche unter 60 konsultieren Wikipedia oder lassen es bleiben.

Hier ein paar unmotivierte Sechzehntelläufe der 1. Klarinette, da noch ein langgezogener Posaunenfurz, gefolgt von drei kräftigen Tschinellenschlägen, zumindest optisch beeindruckend. Aller guten Dinge sind drei, und fertig? Nein, nach einer monotonen Gesangseinlage aller Musikantinnen und Musikanten – «MaaMeeMii MooMuu» – schlagen die Tschinellen ein viertes Mal zu, bevor die Querflöten einen dissonanten Teppich auslegen, auf den ein Piccolo fünf grelle und spitze Piepser knallt. Offensichtlich, nein, offenhörbar, hatte der Komponist vergeblich auf die Eingebung eines genialen Abschlusses gewartet. Es hätte also noch lange so weitergehen können, aber an dieser Stelle liess der Dirigent endlich seine Arme fallen.

Der sofort einsetzende Applaus klang zwar frenetisch, war aber nicht unbedingt ein Beweis dafür, dass das Gebotene dem Publikum wirklich gefallen hatte. Im Angesicht der hohen Kunst scheint dem kulturbeflissenen Publikum regelmässig jede Zivilcourage abhanden zu kommen. Dazu stehen, dass mich Bach absolut kalt lässt? Dass ich eine Frau wie Mona Lisa keines Blickes würdigte, ginge sie im richtigen Leben an mir vorbei? Dass ich das letzte, von den Medien in den Literatur-Olymp geschriebene Buch des mit Preisen überschütteten Erfolgsautors nach dem Lesen der ersten vierunddreissig Seiten dem Güsselsack anvertraut habe? Dass ich auf die gewiss anspruchsvolle Kakophonie des eben gehörten Werks liebend gern verzichtet hätte?

Bloss nicht!

Die hohe Kunst will und muss gerühmt sein!

Ganz besonders von Kunstbanausen!

Der Musikverein Verena Wollerau garantiert selbstverständlich immer und jederzeit für hohe Kunst. Nur mit der Kunst, die optimalen musikalischen Werke auszuwählen, hapert es manchmal.

«Reine Wixerei!», zischte mein Schwager, «zur Selbstbefriedigung des befrackten Stäblichswingers!»

Ich hätte es natürlich anders gesagt, aber ich verstand, was er meinte.

Das Winterkonzert 1988 des Musikvereins Verena Wollerau hatte wie immer ein musikalisch anspruchsvolles Programm geboten. Höchst anspruchsvoll für die Musikanten, die in ihrem Berufsleben Elektriker, Sachbearbeiterinnen, Coiffeure oder Floristinnen waren. Alles Amateure also. Aber nicht weniger anspruchsvoll auch für das Publikum, das ja ebenfalls nicht nur aus sachverständigen Musikprofessoren und musischen Sonderpädagoginnen bestand. Aber die musikalischen Amateure des Blasorchesters waren eindeutig im Vorteil. Im Lauf des monatelangen Einübens der anspruchsvollen Werke lernten sie diese jeweils bis ins Detail kennen. Entdeckten deren Finessen und verborgenen Schönheiten und freundeten sich letztlich sogar mit den schrägen Harmonien an.

Kurz, die Winterkonzerte des Musikvereins Verena waren auch nicht mehr, was sie einmal waren. Bis vor Kurzem hiessen sie noch Kirchenkonzerte und wurden in der feierlichen Atmosphäre der Kirche St. Verena aufgeführt. Die nüchterne Mehrzweck- und Gymnastikhalle Riedmatt hatte in dieser Beziehung wenig zu bieten. Unter dem einheimischen Dirigenten Paul Fritz wurden früher klassische Werke, gerne für Blasorchester umgeschriebene Overtüren von Rossini, Verdi oder von von Suppè geboten. Auch gemässigt moderne Blasmusikkompositionen von Paul Huber oder Albert Benz. Musik, die einem durchschnittlichen Gemüt Freude machte. Und wenn mal einer selbstherrlich triumphierend ausrief, dass da wieder einmal ein Druckfehler im Programm sei, nein, zwei Druckfehler, haha, *Leichte Kavallerie von von Suppè*, haha, zweimal von und Suppe mit Akzent, dann trug das erst recht zu einem gelungenen Konzertabend bei.

Der neue Dirigent Ueli Pfister, zwar noch sehr jung und etwas grün hinter den Ohren, aber ausgestattet mit viel Ehrgeiz und Ambitionen, hatte neue Saiten aufgezogen. Und den Musikverein Verena Wollerau innert kürzester Zeit von der zweiten in die erste Spielklasse angehoben.

Nun trat er wieder aus den Kulissen, schlüpfte elegant durch die Reihen und nahm aus den Händen einer Querflöte den obligaten

Blumenstraus entgegen. Schmatz schmatz schmatz. Eine Zugabe schien unvermeidlich, und bestimmt hatte man ja auch fest damit gerechnet und sich vorbereitet.

«Einen Moment noch!», rief ein Mann, der sich aus den vorderen Reihen des Publikums erhob, auf das mobile Podest kletterte, das mangels einer richtigen als Behelfsbühne diente, und nach einem am Rand deponierten Mikrofon griff.

«De Gmeindsmuni, auch das noch!»

Der überraschende Auftritt des Gemeindepräsidenten verdarb meinem Schwager den beabsichtigten Affront, das Konzert demonstrativ noch vor den Zugaben zu verlassen.

«Liebe Musikantinnen und Musikanten, liebe Wollerauer!», rief Gemeindepräsident Oechslin so laut ins Mikrofon, dass sich seine Stimme unangenehm überschlug.

«Alles Dilettanten!», brummte mein Schwager.

«Einmal mehr hat uns der Musikverein Verena mit einem wunderschönen, höchst anspruchsvollen Konzertprogramm aufs Beste unterhalten. Nun, ich verstehe ja eigentlich nichts von Musik, aber, äh, ich würde sagen, einfach grossartig! Super gemacht, Ueli! Ein Applaus für unseren Ueli Pfister!»

Der junge Dirigent verbeugte sich ein weiteres Mal vor dem applaudierenden Publikum.

«Ein Glücksfall für uns alle!», schleimte Oechslin weiter. «Und wem haben wir ihn in erster Linie zu verdanken? Niemand anderem, als unserem allseits hochgeschätzten Heiri Grossenbacher, langjähriger Präsident des Musikvereins Verena!»

Das Publikum verstand das als Aufruf, erneut zu applaudieren.

«Komm zu mir, lieber Heiri, du bist nämlich der Anlass für meine spontane Intervention hier!»

Während der grossbelebte Grossenbacher seine Posaune dem Kollegen Müller Ludi in die Hand drückte und sich schweiss-triefend und mit hochrotem Kopf einen Weg nach vorne bahnte, stand Dirigent Pfister wie bestellt und nicht abgeholt auf dem Dirigentenpodest. Sollte er bleiben oder sich zurückziehen? Graf Joe,

der 1. Klarinettist, machte ihn auf den Stuhl am linken Bühnenrand aufmerksam, auf dem während der ersten Konzerthälfte eine aus Zürich angemietete Harfenistin gesessen hatte, und der es Pfister jetzt ermöglichte, sich stilvoll aus dem Mittelpunkt des Geschehens zu verziehen.

Unterdessen stand Heiri Grossenbacher neben dem Gemeindepräsidenten, der ihn mit einem kräftigen Handschlag begrüßte.

«Mein lieber Heiri», setzte der Gemeindepräsident seine Rede fort, während sich Grossenbacher mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte, «sehr verehrte Konzertbesucher! Wir alle kennen unseren Grossenbacher Heiri nicht nur als Präsidenten des Musikvereins, sondern als unmö... äh, als unermüdlichen Schaffer zum Wohl unserer Gemeinde. Kirchenpfleger bei den reformierten Mitbürgern, Schulratspräsident, Gemeinderat, Friedensrichter, Mitglied etlicher Kommissionen, Verantwortlicher für die Wollerauer Chilbi und den Vereinsmaskenball im Neuhaus, Narrenweibel der Fidelitas und Mitorganisator der Höfner Narrenfahrt. Die Liste ist unvollständig, drängt aber schon so die Frage auf: Was wäre Wollerau ohne unseren Grossenbacher Heiri? Eine seelenlose Schlafgemeinde ohne aktives Vereinsleben, ohne gesellschaftliche und kulturelle Veranstaltungen, ja ohne jeden Gemeinschaftssinn? Nicht auszudenken, aber bei unseren Nachbarn im Kanton Zürich leider schon traurige Realität. Zürich, ach ja, Präsident des Zürcher Wirteverbands ist er ja auch noch, unser Heiri!»

Gemeindepräsident Oechlin gehörte zum nach meinen Beobachtungen ständig wachsenden Heer der Menschen, die sich gerne selbst reden hören. Vom Allgemeinen kam er bald zum Besonderen, um schliesslich auch vor dem Banalen nicht haltzumachen.

«Wer erinnert sich nicht, wie er einmal an die hundert Regenschirme aus dem Hut zauberte, als während einer Gemeindeversammlung ein gewaltiger Wolkenbruch losging! Grosszügig, wie er nun einmal ist, hat er die Schirme einfach an unsere Gemeindebürger verschenkt!»

«Cindy Sonnenschein», brummte ich.

«Hä?», fragte mein Schwager.

«Cindy Sonnenschein, das stand auf den schwarzen Schirmen. Irgend so ein billiger Werbeseich. Grosszügig, wie er nun einmal ist!»

Heiri Grossenbachers Kopf leuchtete wie die Infrarot-Lampe im Hühnerstall meiner Mutter. Nicht aus falscher Bescheidenheit errötet, es war der Normalzustand.

«Der Gemeinderat wollte die Nachricht eigentlich über die Medien verbreiten. Aber noch ganz übermannt von diesem berauschten Konzert, kann ich es nicht lassen, und ich bin ja schliesslich der Gemeindepräsident, euch, verehrtes Publikum, über den einstimmigen Beschluss des Gemeinderates zu informieren ...»

Hier hob er die Stimme an und unterbrach sich, um erwartungsfroh wie ein Kleinkind, das aufs Christkind wartet, ins Publikum zu schauen, das aber leider schon ermattet ziemlich gleichgültig der Dinge harrete, die da kein Ende zu nehmen schienen.

«... unserem lieben Mitbürger Heinrich Joseph Adolf Grossenbacher in Anerkennung seiner unbezahlbaren Verdienste um das Wollerauer Gemeinwohl das Ehrenbürgerrecht zu verleihen!»

Welcher Wollerauer kann von sich behaupten, dass sein Einstieg ins berufliche Erwerbsleben durch einen Besuch ihrer Majestät Elisabeth II., Königin des vereinigten Königreichs Grossbritannien und Nordirland, geehrt wurde?

Ich!

«Sie wissen schon, Marcel, dass Sie der letzte Ihrer Klasse sind, der noch keinen Arbeitsvertrag in der Tasche hat? Muss man sich Sorgen machen?»

Das fragte natürlich nicht Frau Windsor, sondern Herr Ruf, drei Jahre lang mein Klassenlehrer an der Kantonsschule Pfäffikon SZ. Am ersten Schultag 1977 hatte er, der geschniegelte Anzug- und Krawattenträger, Lehrer für Buchhaltung, Rechts- und Volkswirtschaftskunde, uns schnoddrigen Grünschnäbeln das gegenseitige Du angeboten! Wir – man stelle sich das vor! – hatten es abgelehnt. Nur zu einer für damalige Begriffe nicht minder revolutionären

Sitzordnung in lockeren Vierergruppen liessen wir uns überreden.

Dem Krisengespräch mit dem um meine Zukunft besorgten Herrn Ruf hatte ich mit Unbehagen entgegengesehen. Ein Gewitter würde es wohl nicht geben, Herr Ruf hatte in all den Jahren nie die Fassung verloren. Aber auch seine unerschütterliche Ruhe, die Sorgenfalte auf seiner Stirn und der ernste, durchdringende Blick konnten einfahren.

Er hatte ja recht.

Ich wusste schon immer ganz genau, was und wo ich auf gar keinen Fall arbeiten wollte. Keine Bank, keine Versicherung. Auch Maschinenfabriken, Autohandel und -werkstätten, Grossmetzgereien, ja überhaupt alles, was mit Zahlen, Technik, Sport oder Militär zu tun hatte, kam für mich nicht in Frage. Also eigentlich nichts.

Oder vielleicht ein Fünfsternehotel in Zürich? Nein, das verlangte perfekte Fremdsprachenbeherrschung. Und erst die unregelmässigen Arbeitszeiten!

Oder ein Gewerkschaftssekretariat? Zwei Zentralstellenleiter der Gewerkschaft Bau und Holz, die mich zu einem Vorstellungsgespräch empfangen, hätten nicht verstaubter sein können, wenn sie sich gerade in hausgemachtem Sägemehl gewälzt hätten. Trugen sie nicht sogar noch ärmellose Lismer, buschige Koteletten im Gesicht und zerschlissene Ärmelschoner? Meine bis dahin noch kleine Restsympathie für Gewerkschaften war für den Rest meines Lebens ruiniert.

«Ich warte einfach lieber, bis das Richtige kommt», versuchte ich einer Moralpredigt meines schon bald gewesenen Klassenlehrers vorzubeugen.

«Ja, das ist wahrscheinlich das Beste, was Sie tun können», antwortete Herr Ruf überraschend verständnisvoll. «Genau so habe ich es mit den Frauen auch gemacht.»

Sein Endergebnis hiess Astrid und verkörperte an der Kantonschule Pfäffikon die konkurrenzlos beste Lehrerin für Maschinenschreiben und Stenografie. Allen, die je durch ihren fadengeraden Unterricht gingen, wird das Tack-Tack-Tack des Metronoms in

Erinnerung geblieben sein, welches uns beim Maschinenschreiben gnadenlos vorantrieb. Und *Itzinger* und *Eischoll*, Frau Rufs Lieblingswörter, mit sehr spitzer Betonung auf I und Ei, die in keinem Stenodiktat fehlen durften.

«Vielleicht etwas Soziales? Das könnte ich mir für Sie gut vorstellen.»

Auch da lag Herr Ruf durchaus nicht falsch. Gewisse Adern der Hilfsbereitschaft, des Mitgefühls und einer Weltverbesserungspflicht waren mir schon immer eigen und sind bis heute nicht ganz ausgetrocknet. Gutes tun und dafür auch noch Geld bekommen, warum nicht? Aber fühlte ich mich mit meinen eigenen Knörzen und Komplexen nicht oft auch selbst sozial hilfsbedürftig?

Eigentlich blieb nur der internationale Seidenhandel übrig, der mich aus einem Inserat im Stellenanzeiger gerade noch rechtzeitig mit drei Buchstaben anlachte: OHF! Zwei Tage vor der feierlichen Diplomübergabe an der Kantonsschule Pfäffikon, unterschrieb ich in Zürich den Arbeitsvertrag mit der Firma Ostertag Hausamann Faes AG.

«Gut gemacht!», meinte Herr Ruf und klopfte mir anerkennend auf die Schulter. Er meinte nur meinen Arbeitsvertrag. «Andererseits: nur 4,7 im Diplom? Bin also schon etwas enttäuscht.»

So war er halt, der Herr Ruf.

Den ihm allenfalls nickend Zustimmenden oder zustimmend Nickenden sei gesagt, dass auch die Klassenbeste nur mit 5,2 abgeschlossen hatte. Und hinter ihr kam dann lange nichts. Heute kann ich darüber ohnehin nur noch müde lächeln. Denn auch unsere nach Noten dümmste Kollegin wusste noch *das* von *dass* zu unterscheiden, was heute ja sogar hochdekorierten Akademikern kaum noch gelingt. Schon in den Neunzigerjahren musste ich meinem KV-Lehrling gratulieren, wenn er für ein Diktat mit elf Fehlern eine 5 bekam! Für ein daheim eingeübtes Diktat, notabene! Und heute würden, wie ich aus gut unterrichteten Kreisen erfahren habe, selbst Maturanden googeln, um herauszufinden, was ein Diktat ist – wenn sie denn nur wüssten, wie man Dickdahd schreibt!

Königin Elisabeth jedenfalls liess sich durch meine, frei nach Alex Ruf, schwache Diplomnote nicht von ihrem Besuch abhalten, am 2. Mai 1980, meinem allerersten Arbeitstag. Bestimmt wäre sie auch am 1. Mai gekommen, aber ausgerechnet am Tag der Arbeit wird ja in Zürich nicht gearbeitet. So wenig, wie es am Knabenschieszen tote Buben gibt. Und so deutlich hörbar die Kirchturmuhren an Sechseläuten auch in Zürich die Uhrzeit akustisch durch Glockenschläge verbreitet. Ganz offensichtlich leidet Zürich an einer massiven Ausdrucksschwäche. Nachhilfeunterricht an der Kantonsschule Pfäffikon SZ gefällig?

Pünktlich um 14 Uhr entstieg Königin Elisabeth in Zürich Enge einem Sonderzug der SBB. Auf Gleis 1 selbstverständlich, um ihr das mühsame Treppensteigen und den Gang durch die à la zuriquoise versiffte Unterführung zu ersparen. In zürichblauem Kleid und ebenso blauem Hut trat sie majestätisch aus dem Bahnhof Enge heraus auf den Tessinerplatz und winkte mir, dem Wollerauer Landei an seinem ersten Arbeitstag in der Grosstadt, äusserst gnädig und huldvoll zu.

Herr Faes, das geschäftsführende F von OHF, der sich nicht nur für die Fremdsprachen-, Stenografie- und Buchhaltungskennntnisse seiner Angestellten interessierte, sondern auch an deren privaten Interessen lebhaft Anteil nahm, hatte mir für den Königin-Besuch extra eine halbe Stunde Sonderurlaub gewährt. Nach meinen Interessen und Hobbys gefragt, hatte ich ihm beim Vorstellungsgespräch auch von meinen schon damals besonderen Beziehungen zu den europäischen Monarchien erzählt. Ja, möglicherweise verdankte ich diesen, also indirekt auch Königin Elisabeth, sogar überhaupt meine Anstellung, pflegte doch Herr Faes nach langjährigem Aufenthalt in England, wo OHF eine Tochterfirma besass, einen ausgeprägt englisch-vornehmen Lebensstil und fühlte sich wohl auch ein bisschen als Untertan ihrer Majestät. Er zog es allerdings vor, die Ankunft der Königin vom Fenster der Musterei im 4. Stock mitzuverfolgen, von wo er zweifellos die bessere Sicht hatte als ich unten auf dem Tessinerplatz in der Masse der Neugierigen. Aber es geht doch nichts über das Persönliche.

Ehrenbürger!

Heiri Grossenbacher!

Ausgerechnet!

Pfarrer Karl Frei, das hätte ich noch verstanden.

Oder Lokalhistoriker Dr. Werner Röllin. Oder Herr Lehrer Pfister.

Ohnehin: Ehrenbürger, was heisst das schon?

Verhält es sich damit nicht ähnlich wie mit den Heiligen? Wir sind alle heilig, hat uns Kaplan Nager gelehrt. Von Gott geschaffen und geliebt, auch wenn wir alle nicht vollkommen sind. Hat also nicht auch jeder halbwegs anständige Bürger, der brav seine Pflichten erfüllt und Steuern bezahlt, ein Recht darauf, von seinem Staat und seinen Mitbürgern in der Gemeinde geehrt zu werden?

Aber ausgerechnet Heiri Grossenbacher! Kirchenpfleger bei den reformierten Mitbürgern, Schulratspräsident, Gemeinderat, Friedensrichter, Mitglied etlicher Kommissionen, Verantwortlicher für die Wollerauer Chilbi und den Vereinsmaskenball im Neuhaus, Narrenweibel der Fidelitas und Mitorganisator der Höfner Narrenfahrt. Und Präsident des Zürcher Wirteverbands. Klar, sein unermüdliches Schaffen konnte beeindruckend sein. Mir aber sind solche Arbeitstiere immer auch etwas unheimlich. Wieviel ist wirklich uneigennützig, was nur purer Geltungsdrang? Muss ich ihnen dankbar sein, nur weil sie sich nicht anders zu beschäftigen wissen, kein privates Hobby oder ein erfülltes Familienleben haben?

Heiri Grossenbacher.

Der Knoblauchfresser.

Ich habe ihn nie gemocht!

«So, hopp hopp! In der zweiten Reihe fehlen noch zwei Stühle und Notenständer. Und wo ist eigentlich der Blumenstrauß für den Dirigenten? Imelda, knöpf deine Bluse zu! Und natürlich, der Schüler Max mit Turnschuhen an den Füßen! Was macht das wieder für eine Gattung, hueresiech!»

«Lass doch die Jungen in Ruhe, Heiri! Dein roter Grind ist auch kein schöner Anblick!», rief ihm Bachmann Fredy zu. Ein toben-

der Präsident mochte die jungen Geuggel beeindrucken, aber sicher nicht einen so alten Hasen wie ihn, Bachmann Fredy, seit bald vierzig Jahren im Musikverein.

Mein erstes Konzert mit dem Musikverein Verena Wollerau, 1975, im historischen Saal des Hotels Neuhaus. Erst kürzlich durch «Der Gehülfe» selbst zu filmischen Ehren gekommen, spielte der Neuhaussaal in seinen ersten Jahren eine bedeutende Rolle, als hier zu Beginn des 19. Jahrhunderts Filmvorführungen stattfanden, zu denen interessiertes Publikum von weither mit Kutschen vorfuhr. Eben gerade so, wie es im Film von Thomas Koerfer historisch nachgestellt wurde. An der original erhaltenen Fassade des Saalanbaus waren keine grossen Anpassungen und Veränderungen erforderlich, nur die asphaltierte Hauptstrasse musste natürlich mit Kies bedeckt werden, damit es unter den Pferdehufen und Kutschenrädern historisch exakt knirschte. Und für den heftigen Regenschauer, welcher sich der Romanautor Robert Walser für diesen Abend ausgedacht hatte, sorgten die Wasserschläuche der Wollerauer Feuerwehr. Trotz des enormen Aufwands dauert die Szene im Film leider nur gerade mal ein paar Sekunden. Wenn im Hintergrund nicht die vertrauten Glocken der Kirche St. Verena läuten würden, könnte man diese für Wollerau nicht unwichtige Szene glatt verpassen. Oder verschlafen. Denn Vorsicht, der Film ist nichts für junge Leute. Sie könnten vor Langeweile sterben!

Auch ich hatte den Film nur knapp überlebt, sass nun aber voller Stolz auf der Bühne, auf welcher seinerzeit die verwackelten Stummfilme über die Leinwand flimmerten. Wie passend, dass das erste Konzert der Jugendmusik mit einer Filmmusik begann. *Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung*. Ja, Filmmusik, denn damals redete man in Wollerau noch deutsch und deutlich, sagte nicht Soundtrack, und alle wussten, was gemeint ist.

«Liebe Konzertbesucher von nah und fern, liebe Wollerauer!»

Heiri Grossenbacher sagte Konzärtbesucher, und mit nah und fäärn meinte er wohl die Musikvereinsdelegationen aus Freienbach und Schindellegi, nah, aus Siebnen und Einsiedeln, fern.